

Der Landbote.

Völkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 9.

— Erscheint allmonatlich. —

1919.



Baum.

Deine Wurzeln senken tief in Erdengründe, aus Dunkelheiten jene Kräfte saugend, die im Licht das Leben sind . . . aus Verborgenen ist das Rätselhafte. Wunderbares Licht geworden in des Tages Glanz . . . o so Pfingsttagsmorgens weißes Blütenrauschen deiner Schönheit — Baum — o so deiner Schönheit Rätsel, Wunder: Baum mit tausend Blüten Lichter glühend in den Sonnenschein . . . Duft erblühend in die blauen Lüfte . . . Baum, vor blauem Himmel weiße Wölbung deiner Blütentupfel . . . O du Haus der Lieder. O du Welt der kleinen Vogelnester, bergend überwölbend Liebe deiner kleinen Vogelnester . . . o wie die Lieder durch der Blüten Hülle in die Sonne drängen . . . bis die große Sommerstille wölbend über allem Reifen steht, bis die Äste schwer und schwerer nieder-sinken in der Früchte Reife. O du Welt der Wunder, Baum . . . Aller kleinsten Tiere, Käfer, Raupen, Schmetterlinge, Vögel weitgewölbtes Haus mit des großen Speichers Breite deiner Früchte . . . Lieblich wie am Weihnachtsbaum stehen Kinder in dem Rauschen deiner bunten Früchte froh — indes du alles Reife fallen läßt und deiner Blätter Gold in Schönheit schauernd in dem milden Licht des Herbstes. Baum . . . mit lahlen Zweigen schwarz und stumm im Winterdunkel — und dennoch Leben bergend, tief bewahrend mit Wurzeln in die Erde greifend, breit und stark, ob die Krone auch im Weltsturm schwankt . . . dann ist dein Sturmlied meinem Rauschen Kraft und Ruhe . . . Dein Sturmlied: Behendem Weltwind Trop und Hohn . . .

In stillen Tagen rings erstarrten Winterreises ist dein weißes Glitzern helle Weihnachtsfreude . . . ist dein Traum vom Frühling . . . von dem grünen Rauschen mit den Blütensternen, von den Menschen, die sich legen in den Schatten deines Laubgewölbes, von den Liedern ihrer Lauten, ihrer Stimmen . . . von dem Abendrot und leisem Blätterfall deiner Blüten . . . der Geliebten in das braune Haar.

Erich Bodemühl, Trevenad b. Wesel.

Die Zwillinge.

Humoreske von Wolfgang Kemter.

Bei — wie der Sturm durchs Hochtal brauste und ein Sommergewitter über den Bergen und Wäldern tobte! Die rabenschwarze Nacht wurde sekundenlang durch grelle Blitze taghell erleuchtet und der Wind raste mit einer Stärke durchs Holz, daß manche alte Tanne samt dem Wurzelstock aus dem Erdreich gerissen oder wie ein Bündholz glatt abgetrennt wurde. Das Krachen und Versten und Stürzen der Waldbäume vermehrte den Höllenlärm. Stets folgte dem Blitz ein furchtbarer Schlag, das sicherste Zeichen, daß das Gewitter gerade über den Bergen, besonders aber gerade über der Grenze sich entlud.

Im Wirtshause des kleinen Bergdorfes Oberhausen, von dem der Weg eine Stunde lang bergauf zur Grenze führte, waren trotz der späten Stunde noch einige Gäste. Der heftige Platzregen hatte sie beim Schoppen überrascht und hielt sie fest. An einem der Tische saßen eine größere Anzahl fehniger Bauernburschen, die gerade aus dem Holz gekommen waren, und einer von ihnen, der Lehner Martl, der Sohn des Lehner Bauern, trat alle Augenblicke unter die Haustüre und sah in das Toben des Wetters hinaus.

An der Grenze oben war der Aufruhr der Elemente am stärksten. Hart am Fuße einer felsaufragenden Felswand und durch sie von den ärgsten Unbilden des Wetters ein wenig geschützt, stand das kleine Wachhäuschen der Grenzer, in dem an diesem Abend zwei sonnigebräunte Männer, die Aufseher Christian Lenzbacher und Erich Tiefenthaler, ihr langes Abendbrot zu sich

nahmen und dann, gerade als das Gewitter mit voller Gewalt ausbrach, nach Gewehr und Wetterfragen griffen, um ihren Dienstgang anzutreten.

„Puh“ machte Tiefenthaler, der als erster aus der Türe trat und dem der Wind einen tüchtigen Regenschauer ins Gesicht trieb. „Christian, bei der Bursch war's schöner.“

„Verfluchtes Wetter“, schimpfte Lenzbacher, „einen Hund jagt man nicht hinaus, aber wir Finanzen sind elender daran als ein solches Vieh. He, Tiefenthaler, was ich sagen wollte, die Bursch laß' du sein in Ruh, hab's schon gesehen, wie du dich lieb Kind machen willst; da bekommst du es mit mir zu tun, verstanden?“

Erich Tiefenthaler lachte sorglos: „Bist du eifersüchtig, Christian? Es kommt, mein ich, doch darauf an, wen die Bursch lieber hat.“

„Reinst du vielleicht dich?“

„Oder du dich?“

Scharf fielen die beiden Fragen, dann drehten sich die Grenzer auf dem Absatz herum und schritten, ohne einander eines weiteren Blickes zu würdigen, nach entgegengesetzten Seiten in den Wald hinein.

„So einen faden Gekken schaut die Bursch nicht über die Achsel an“, brummte Lenzbacher.

„Der Kerl meint, er hat sie schon“, höhnte Tiefenthaler vor sich hin.

Bursch war die Tochter des Lehnerbauern und Martls Schwester, das schönste Mädel nicht nur im Dorfe, sondern weit im Umkreise, das, trotzdem man die mißliche Lage ihres Vaters, dessen Haus und Hof ganz verschuldet war, allgemein kannte, zahlreiche Verehrer hatte und unter diesen die beiden Finanzwachleute.

In der Nähe eines schmalen Steiges, der von der Grenze herüberführte, saßte Lenzbacher Posten. Eng an den Stamm einer Wettertanne geschmiegt, die freilich bei diesem Sturm nur wenig Schutz bot, hielt er Wache, obwohl er in dieser Dunkelheit nicht einen Schritt weit sehen und bei dem Höllenlärm kaum etwas hören konnte.

Der Dienst war seit einiger Zeit streng geworden, seit nicht nur Tabak und Kaffee, sondern auch Saccharin geschmuggelt wurde. Der Zucker war im Preise so gestiegen, daß sich die ärmeren Leute den Luxus nicht mehr leisten konnten, und nun wurde dieser billige Süßstoff aus der Schweiz in Massen geschmuggelt und gerade die Grenzstrecke, an der Lenzbacher und Tiefenthaler Dienst taten, war als Schmugglergebiet der Finanzbehörde besonders bekannt und die Vorgesetzten waren scharf hinter den Grenzwachtern her, und diese witterten infolge der vielen Befehle und Erlasse von Oben und der tatsächlichen Vorkommnisse der letzten Zeit bald hinter jedem, der die Grenze paßierte, einen Saccharinschmuggler.

Daß in Oberhausen einige Pächter waren, die das süße Zeug in schweren Mengen über die Grenze brachten, wußten alle Finanzen, aber bis heute war es ihnen nicht gelungen, diesen schlauren Gefellen auf die Spur zu kommen.

Als das Tosen des Sturmes in den Kronen der Tannen ein wenig nachließ, glaubte Lenzbacher plötzlich das Geräusch von Tritten zu hören. Sie näherten sich gerade seinem Standplatz, und sofort lauschte er mit angehaltenem Atem und suchte, freilich vergebens, mit seinen Augen die Finsternis zu durchdringen, denn das eine war klar, niemand anderer als ein Schmuggler konnte um diese Stunde und bei diesem Wetter um die Wege sein.

Da erhellte ein Blitz das ganze Tal und Lenzbacher wäre beinahe erschrocken zurückgeprallt, denn keine fünf Schritte vor ihm stand, ebenfalls in einem Wettertragen gehüllt, ein Mann und vier Sekunden begegneten sich ihre Augen. Dann aber herrschte wieder unburchbringliches Dunkel. Erst jetzt erholte

sich der Beamte von der Überraschung, sprang auf die Stelle zu, wo der andere gestanden war und rief: „Halt, im Namen des Gesetzes“, zugleich wollte er mit beiden Händen den Schmuggler fassen, doch griff er in die Luft. Der in diesem Augenblicke wieder mit aller Wucht einsetzende Sturm raubte ihm jede Möglichkeit, etwas zu hören; so machte er noch zwei tastende Schritte in die Finsternis hinein und sah erst beim nächsten Blitze, daß der Schmuggler wie in den Erdboden verschwunden war. Eine Verfolgung wäre unsinnig gewesen, aber sie war gar nicht nötig, denn so kurz die Stelle währte, sie hatte Lenzbachers scharfen Augen genügt, den Mann vor ihm erkennen zu lassen. Es war niemand anderer als der Lehner Martl, der Bursch ihr Bruder gewesen.

„Kreuzdividome“ fluchte Lenzbacher, der nun in einer schönen Zwidmühle saß. Machte er keine Anzeige, verlegte er den Dienst, machte er eine, dann war es mit der Bursch aus und — der Tiefenthaler, der Ged, hatte gewonnenes Spiel.

Als der Morgen graute, hatte in Christian Lenzbacher die eiserne Pflicht über das Herz geliegt und er erstattete, sobald er dienstfrei war, bei Gericht die Anzeige gegen Martin Lehner. Gegen Mittag schon wurde dieser vom Wachtmeister verhaftet und dem Bezirksgerichte eingeliefert. Martl hatte zwar aufs heftigste protestiert, aber es nützte ihm nichts, trotzdem eine Hausdurchsuchung keine Konterbande zutage förderte.

Doch schon am nächsten Tage mußte Martin Lehner wieder frei gelassen werden, da er leicht nachweisen konnte, daß er den ganzen Abend und auch um die Zeit, in der ihn der Aufseher Lenzbacher gesehen haben wollte, im Wirtshause saß und erst gegen Mitternacht heimgegangen war. Der Wirt und zahlreiche einwandfreie Zeugen hatten dies bestätigt.

Christian Lenzbacher war über diesen Ausgang wie vor den Kopf geschlagen. Er hatte den Martl so deutlich erkannt, und nun war der um die gleiche Zeit im Wirtshaus gewesen. Das ging über seine Begriffe und jedenfalls nicht mit rechten Dingen zu.

Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er wahrnehmen konnte, daß Bursch seine Anzeige gegen den Bruder nicht übel genommen hatte. Sie war freundlich wie immer und redete ihn auf der Straße an. Nur ein wenig Spott schien in ihren munteren Augen aufzublizen.

Christian Lenzbacher aber dachte immer noch an den seltsamen Fall und hätte heute noch schwören mögen, daß der Martl der Schmuggler war. Ins Haus des Lehnerbauern ging er nicht mehr, er fürchtete den Spott der Dorfburschen, die dort häufig zusammenkamen.

Zwei Wochen später hatte Erich Tiefenthaler ein Erlebnis, das dem seines Kollegen wie ein Ei dem andern glich. Er tat Dienst in einer Vollmondnacht unweit der Stelle, an der Lenzbacher die Erscheinung hatte. Ein leichter Westwind in den höheren Luftschichten trieb dunkles Gewölk gegen Süden und so war der Mond für längere Zeit oft verdeckt.

Als wieder einmal heller Mondschein über dem Walde lag, erblickte der Grenzwachter einen Mann, der, jeden Schatten benützend, den schmalen Steig von der Grenze her schlich. Es spielte sich fast derselbe Vorgang ab wie vor vierzehn Tagen. Tiefenthaler sprang auf den Schmuggler los, dieser flüchtete und da sich gerade wieder eine Wolke vor den Mond schob, glückte die Flucht; allerdings hatte Tiefenthaler doch für einen Augenblick das ungeschwätzte Gesicht des Päschers gesehen und genau so wie sein Kamerad deutlich und jeden Zweifel abschließend den Lehner Martl erkannt.

„Dem Lenzbacher bist du ausgekommen, mir aber nicht“ frohlockte der Grenzer und sein erster Gang am nächsten Morgen war in das zwei Stunden entfernte Bezirksgericht.

Raum hatte er seine Anzeige vorgebracht, da rief der Bezirksrichter erstaunt: „Vor vierzehn Tagen kam der Lenzbacher und heute kommen Sie, wann haben Sie den Martl gesehen?“

„Nach meiner Uhr genau um zehn Uhr fünfzehn Minuten abends.“

„Ich weiß nicht, was Sie mit dem Martl haben. Oder hat er einen Doppelpänger in der Gegend?“

„Nicht, daß ich wüßte, Herr Bezirksrichter, es war der Lehner Martl und kein anderer.“

„Und doch täuschen Sie sich. Der Martl hat mir gestern abend mit dem Fuhrwerk seines Vaters eine Fuhre Brennholz gebracht und ist, wie ich mit eigenen Augen sah, erst gegen neun Uhr abends aufgebrochen. Nach Oberhausen ist es eine gute Stunde, von da zur Grenze ebenfalls, also kann er unmöglich kurz nach zehn Uhr schon von der Schweiz hergekommen sein.“

Tiefenthaler war blaß geworden und stotterte verblüfft: „Herr Bezirksrichter, das verstehe ein anderer. Lenzbacher hat den Martl erkannt, ich hab' ihn gesehen, wie ich Sie hier sehe,

und beidemal soll er's nicht gewesen sein. Da soll der Teufel Schmuggler fangen.“ Er schüttelte verständnislos den Kopf.

Der Richter lachte. „Wissen Sie was, Tiefenthaler, das nächstemal packen Sie ihn, dann wird sich das Rätsel lösen.“

Mit diesem guten Räte mußte sich der Grenzwachter zufriedengeben.

Am nächsten Tage war die Geschichte in Oberhausen schon bekannt und nun brach eine ganze Flut von Spottreden und Spottgedichten über die beiden armen Finanzer herein. Wo sie sich sehen ließen, klangen ihnen die Pfanzeln entgegen und grüßten sie spöttische Zurufe. Lenzbacher und Tiefenthaler bissen knirschend die Zähne aufeinander und taten, als hörten sie nichts. An der Grenze aber hielten sie noch schärfere Wache als früher und opferten freiwillig manch freie Stunde, aber den Martl oder seinen Geist bekamen sie nie mehr zu sehen, viel weniger zu fangen.

Als dann eines Tages im Dorfe bekannt wurde, die Lehner Bursch hätte sich mit dem Mesner Sepp von Innerberg verlobt, da hagelte es vom neuen Spottverze über die beiden Grenzer, die abgebligten Liebhaber, daß sich beide bald, um Ruhe zu bekommen, in eine weitentfernte Gegend versetzen ließen. Das Rätsel des geheimnisvollen Schmugglers blieb ungelöst.

Weder die beiden Grenzbeamten noch sonst jemand in Oberhausen, mit Ausnahme der Bewohner des Lehnerhofes, konnten ahnen, daß der Schmuggler niemand anderer als — die Bursch selber war. In den Kleidern ihres Zwillingbruders Martl, das Haar unter dem breitkrempigen Filzhut versteckt und ein ähnliches Bärtchen auf die Oberlippe geklebt, glich sie Martl zum Verwechseln. In dieser Verkleidung schmuggelte sie in manchen Nächten viele Kilo Sachrin über die Grenze, während Martl um diese Zeit stets an einem Orte war, wo er glaubwürdige Zeugen für seine Anwesenheit hatte. Bursch wäre zweimal beinahe den Grenzern in die Hände geraten, zum Schluß noch dem Tiefenthaler, denn das war ihr letzter Schmuggelgang gewesen. Der Verdienst war gut und auf diese Weise hatte sie in verhältnismäßig kurzer Zeit sich einen Brautwagen zusammengesammelt, den ihr der verschuldete Vater nicht zu kaufen vermochte.

Bräuche im südlichen Odenwald.

Von Karl Wigel.

In den Sitten, wie sie in vielen Gauen heimisch sind, offenbart sich ein Stüd Volksseele. Was das Volk bei der Geburt eines Menschenkinde, oder bei der Verheiratung eines solchen, oder bei seinem Abgelen aus dieser Zeitlichkeit denkt, wie es sich den Einzug des Frühlings usw. vorstellt, das tut es in eigenem. Wir begegnen hier seiner Denkweise, die zumeist personifiziert will, um den tiefer liegenden Sinn durch die Anschaulichkeit dem Auge und dem Herzen näher zu bringen. Das Volk ist stolz auf seine Bräuche und will ihnen nicht Valet sagen. Wir müssen sehr bedauern, daß die alten Trachten immer mehr und mehr auf den Aussterbeetat gesetzt sind. Da jezt mehr Gebiete, die früher das anfangs ungewohnte Rufen der Eisenbahn gehört hatten und oft weit abseits des Schienenstranges belegen waren, dem Verkehr erschlossen sind, so laufen die Bräuche Gefahr, den Garaus gemacht zu bekommen. Die beruflichen Körperschaften müssen ihre Ehrenpflicht darin sehen, sie dem Gebiete, dem sie einen charakteristischen Stempel ausprägen, für die nachkommenden Generationen zu erhalten. Wir alle dürfen dieser Materie gegenüber unsere Mitarbeit nicht versagen. Reichlich fließt der Vorn der Volkslieder. Man hat Volkslieder bestimmter, abgegrenzter Landschaften — so auch die des Odenwaldes durch Krapp-Darmstadt — gesammelt, um sie nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen zu lassen. Auch die Tänze — es seien hier nur „Rutsch hin — Rutsch her!“ und „Ach komm doch, ach komm doch, ach komm doch zu mir, ach geh doch, ach geh doch, ach geh doch von mir“ genannt — haben ihre Existenzberechtigung und müssen und sollen nicht verschwinden. Auch der Dialekt muß dem Volke bleiben und darf nicht durch das Hochdeutsche ersetzt werden. Den Herren Pfarrern und Lehrern auf dem Lande ist hier ein unermessliches Arbeitsfeld aufgerollt, auf dem sie eine erspriessliche, reich gelegnete Arbeit entfalten können. Sie sind in steter Berührung mit dem Volke; es ist ihnen ein leichtes, in geeigneter Weise auf sie einzuwirken. Wenn man solche hehren Zwecke im Auge hat, kann man sich auch einmal mit den Leuten abends nach getaner Arbeit in ein Gespräch über diese Gegenstände einlassen. Gar oft wird man Gelegenheit finden, ihnen einige Bemerkungen in Hinsicht auf diesen Stoff mit auf den Weg zu geben. Es ist auch einmal Abendunterhaltung im Dorfe. Da wird der Herr Pfarrer oder Lehrer — wie es mir schon ge-

gangen ist — geradezu von der Gemeinde gebeten, sich über einen wissenschaftlichen Punkt zu verbreiten. Da kann denn der Vortragende ein Kapitel aus diesem Stoffe auswählen und sie aufrichtig zu der Befolgung der aus dem Referat gezogenen Leitsätze ermahnen. Das Gebiet ist so reichhaltig, die Gelegenheit so oft wiederkehrend, man braucht sie nur zu erfassen.

Der Leser braucht nun nicht zu denken, daß ich ihm ein reichhaltiges Gericht von Sitten hier aufzutischen beabsichtige. Zweck dieser Zeilen ist es nur, ihm drei Bräuche, die es verdienen, einem größeren Kreis nicht vorenthalten zu bleiben, nahebringen. Vielleicht findet sich ein andermal Gelegenheit, in einem großzügiger angelegten Aufsatz über diese Materie zu reden.

Nun möchte ich dartun, auf welche feinsinnige Weise die Bewohner des Obenwaldes — vornehmlich die des östlichen — den munteren Gesellen Frühling begrüßen und bewillkommen, wenn der grimmige, raubhärige Greis Winter endlich im Kampfe erlegen ist und der frische Jüngling Frühling von den Bergeshäuptern steigt. Am letzten Sonntag im Winter wird das Spiel „Der Sommer und der Winter“ zur Aufführung gebracht. Dazu werden zwei Knaben benötigt; der eine — in Stroh eingeschlagen — personifiziert den Winter, der andere — in Immergrün getaucht — den Frühling. Nun ziehen die beiden, sich selber die Musik stellend, von Haus zu Haus. Die gesamte Jugend des Dorfes schließt sich an. Dem ungestümen Peereszug werden bereitwillig die Pforten aufgetan. Der „Winter“ stiehlt sich zum Ofen, da der Frost ihn schüttelt. Der „Sommer“ dagegen stürmt zum Fenster und reißt die Flügel auf. Der Winter kann das Gebaren des keden Burischen nicht ausstehen, es packt ihn die Wut, die sich darin Luft zu machen sucht, daß er sich auf den Frühling stürzt. Beide messen ihre Kräfte im Zweikampf; nicht so leichten Kaufs will der Winter sein Regiment an den übermütigen Jungen abtreten. Noch einmal — das letzte Mal — erringt er die Siegestrone: die Fenster werden geschlossen. Bald aber behauptet der Frühling von neuem sein Recht auf dem Schauplatz und der Winter gerät ins Hintertreffen. Die Fenster werden nun weit aufgerissen, auf daß der belebende Frühlingsodem einströmen kann. Ein Knabe überreicht der Hausfrau ein Büschlein Immergrün. Der Dank wird ihnen dergestalt, daß die Hausfrau Mehl, Eier und Schmalz spendet. Das Immergrün, dem eine heilbringende Kraft innewohnen soll, wird in die Hühnernester geslochten, damit ein reicher Eierseggen im künftigen Jahre sich in ihnen ablagert. Es gilt als eine große Ehre, wenn „Sommer und Winter“ in einem Hause ihren Einzug halten, denn nicht alle werden mit ihrem Besuche bedacht. — Die armen Kinder im Tale der Rümliug schneiden sich die Spitze eines jungen Kiefernbäumchens ab. Diese stellt ihnen den „Sommer“ vor, und sie schmücken ihn mit farbigen Bändern. Damit begeben sie sich in den Hausflur der reichen Leute und singen:

Summer, Summer, Majer,
die Hinkel lese die Ajer,
der Widel frißt de Sped.
Geht mol e Ail äwower e Stid Sped,
je gät gleich fer eirer Hausdiehr eweg.

Recht poesievoll wird im südlichen Obenwald vorzüglich das Sonnenwendfest begangen. Seine tiefere Bedeutung ist meist aus dem Sinn geschwunden. Daher soll sie kurz gestreift werden: Die Grundlage der Sonnenwendfeier bildet die Walder-Ruthe. Mit Anfang des Juni tritt der schönste und beste aller Götter: Walder, in seine Rechte. Der Sonnenwagen zieht seine höchste Bahn. In herrlichster Weise grünen und bläuen Feld und Hag, benezt von dem glänzenden Sonnengold. Doch das Schicksal hat Walbers Untergang beschlossen; die vereinte Nacht aller Götter lämpft vergebens an. Walbers Mutter, Frauwa, große Sorge um ihren Sohn tragend, will ihn dadurch vor den Ränken des Schicksals in Schutz nehmen, daß sie die lebenden und leblosen Dinge einen Eid schwören läßt. Nur die Mistel — weiter nicht beachtet — schließt sich nicht in den Kreis. Das soll ihm den Tod bringen. Sein Herzblut vergießend, sinkt er ins Gras. Im übergroßen Seelen Schmerz findet seine Gemahlin den Tod. Auf dem Scheiterhaufen verbrennen sie beide die Götter. In Helias Reich zieht er ein. Seine Mutter fragt an, welche Bedingung sie stelle, um ihn loszugeben: alle Dinge müssen seinen Tod beweinen, lautet die Antwort. Reichlich fließen die Tränen; nur die Frostriesen können nicht weinen, weshalb Walder bis zur Götterdämmerung in Helias Gewalt gefangen bleibt. Dann werden die Pforten von Helheim sich auf tun, und einen neuen Himmel wird Walder stiften. Das ist in wenigen markanten Zügen und Strichen die Grundlage zu der Sonnenwendfeier. Sie stellt also eigentlich ein Abschiedsfest, ein Todesfest dar. Verhallt ist der Vogelgesang, die Erde rüstet ab auf ihren Fluren, die Sonne steigt hernieder von ihrer

hohen Warte; nur noch einmal gießt sie ihre ganze Stut aus, damit ist ihre Gewalt gebrochen. Aber nicht mit Weinen und Wehklagen soll der Verlust von all dem, was uns Valet sagt, begangen werden. Festbestimmung wird vom Zaune gebrochen. Die Bräuche, sich im fließenden Wasser zu baden, die Opfertiere — Pferd, Hirsch, Hahn — zu opfern, haben sich nur in wenigen Gegenden erhalten; hierzulande sind sie ausgestorben. Man rollt nur noch das Rad von der Höhe in das Wasser im Tal. Das Sonnenrad wird aus Stroh hergerichtet, angezündet und tritt so seine Reise ins Tal an, um dort seinen Lebensatem auszuhauchen. Auf den Höhen lodern die Feuer. —

Nun soll noch ein Brauch beleuchtet werden, der bei Hochzeiten üblich ist und dem man die Bezeichnung „Schuhmarkt“ beilegen könnte: Wenn eine Vermählung statthat, so wird eine Köchin ins Haus genommen. Dazu erwählt man gewöhnlich eine Person, die in der Stadt bei einer Herrschaft oder bei einem Pfarrer in Dienst gestanden hat. An dem Hochzeitsfeste wird ihr die Leitung der Küchengehäfte übertragen. Sie hat dafür zu sorgen, daß die Gerichte in der richtigen Weise zubereitet und aufgetragen werden. Dabei wird sie von einigen hilfreichen Händen unterstützt. Die Braut kümmert sich an diesem ihrem Ehrentag um nichts. Nachdem sie am Morgen ihrem Bräutigam angetraut worden ist, nimmt sie ihren Platz an der Tafel. Liegt die Pfarrkirche außerhalb des Ortes, so wird das „Eumtogs-wägelche“ unter dem Schuppen hervorgeholt. Die Pferdebesitzer des Ortes, und wenn diese nicht genügen, auch die des Nachbarortes, bringen die Gäste unentgeltlich zum Gotteshaus. Während sie abfahren und heimkehren, begrüßen sie einige stämmige Burischen mit Feuer aus Mörsern — Kagenlöpfen — oder alten Flinten. An der Tafel haben die Brautführer die Aufgabe, der Braut ihren Schuh angedeihen zu lassen. Sie setzen ihre Ehre darein, darauf zu achten, daß ihr keine Unbill widerfährt, sondern daß sie unbeschelligt diesen Tag durchlebt. Die Köchin ist es, die ihnen trotzdem einen Schabernack spielt. Sie hat es auf den Schuh der jungen Frau abgesehen und ist bestrebt, ihn in ihren Besitz zu bringen. Da jedoch die Augen der Späher wie Argusaugen auf sie gerichtet sind, kostet es ihr viele Mühe, ihren Schelmestreich zur Ausführung zu bringen. Die Braut ist ihr daher wegen der „Schwere ihrer Aufgabe“ etwas behilflich. Kein aus „Versehen“ fällt irgend ein Gegenstand — ein Messer oder ein Löffel oder dergleichen mehr — auf den Boden. Die Köchin ist „zufällig“ anwesend und hebt das heruntergefallene Objekt auf. Die Braut hat unterdessen schon ihren Schuh ausgezogen, und die Köchin belegt ihn mit Beschlag. Nach einiger Zeit „bemerkt“ die Braut, die ihren Schuh der Köchin in die Hand gespielt hat, daß ihre Garderobe nicht mehr ganz im Stande ist. „Der Schuh der Braut ist fort“ — so schwirrt es durch die Räume. Bestürzt machen sich nun die beiden Trauzeugen auf die Suche, um dem Stiefel nachzuspüren. Sie stellen Fragen, durchwühlen alles Mögliche und Unmögliche, ohne jedoch in Erfahrung zu bringen, wohin der Schuh entschwinden ist. — Die Köchin hat unterdessen ein Schuhwarenlager eingerichtet und bietet ihre Ware feil. Es setzt sich zusammen aus abgetrauchten Schlappen und Schuhen. Keiner von diesen wird jedoch für würdig befunden, an den Fuß der Braut gesteckt zu werden. Voll sichtlich Freude sind sie diesem Laden, wo sie Rettung aus ihrer Not, geboren aus ihrer Unaufmerksamkeit, zu finden gedachten, zugekauert, und traurigen Blickes wollen sie ihn schon wieder verlassen, laut wehklagend über den Verlust eines so hohen Gutes. Da eröffnet ihnen die Köchin in der Gestalt der Verkäuferin eine vielleicht heilbringende Aussicht. Sie macht sie damit bekannt, daß sie noch bessere Ware in einem Koffer verpackt habe. Die Hoffnung, die tief unter den Nullpunkt gesunken war, beginnt wieder zu steigen. Voll Spannung harren sie der Dinge, die da kommen sollen. Kaum hat die Verkäuferin den Schuh seinem Gefängnis entnommen, als sie ihn auch schon als den abhanden gekommenen begrüßen. Nun bricht der Jubel los und erfüllt die gastlichen Stätten. Die Ladnerin macht ein ziemlich hohes Angebot, das sie jedoch herabdrücken bis auf 5 bis 7 Mart, unter dem Vorwande, sie hätten nicht mehr Geld bei sich. Nachdem sie handelsmäßig geworden sind, begeben sie sich eiligen Fußes zu der Neuvermählten und legen den „Verlorengefahrenen und Wiedergefundenen“ in ihre Hände. —

Die Obenwälder huldigen althergebrachten Traditionen. Sie sind nicht so nüchtern, so bieder sie nach außen hin auch erscheinen mögen. Sie sehen in dem Winter einen Griesgram, in dem Frühling einen fröhlichen Gesellen. Nicht denken sie, heute ist der Winter zu Ende, und der Frühling kommt ans Ruder: eine solche Denkwiese wäre ihnen zu steif. Sie sehen zwei Kräfte im Kampfe liegen, bis die eine von ihnen ermattet umsinkt und der anderen das Zepter aushändig, auf daß diese es schwingen

kann. Gerade so wie die Sonne von ihrem Höhepunkt wieder niedersteigt, so lassen sie das brennende, aus Stroh gewundene Rad in die Tiefe rollen. Bei der Hochzeitsfeier denken sie daran, der Köchin für ihre Mähen eine kleine Anerkennung zu zollen. Nicht nehmen sie einen Teller oder eine Büchse, auf daß jeder sein Scherflein spende; nein, sie gehen feinsinniger zu Werke, unter dem Dedmantel des „Schuhmarktes“ lassen sie der Köchin ihr Teil werden. Wer könnte behaupten, daß im Bewohner des Odenwaldes kein gut Stück Poesie steckt! Die Bräuche strafen seine Behauptungen Lügen. Und jeder muß daran mitarbeiten, habe er nicht ein Gefühl hart und kalt wie Erz, daß dem Odenwald seine Sitten, Traditionen erhalten bleiben!

Das Gewitter im Volksglauben.

Wenn auch die personifizierenden Anschauungen längst vergangener Tage mehr und mehr durch die rastlos vorwärts dringende Kultur zurückgedrängt wurden, lebt im Glauben und in den Sitten des deutschen Volkes — besonders des Landmannes — noch ein letzter Rest des naiven Kinderglaubens der heidnischen Germanen, die sich alles beseelt dachten, die in allen Naturerscheinungen die Macht eines höheren Wesens erkannten. So klingt alles, was sich auf Blitz und Donner bezieht, an den alten Donarglauben der heidnischen Germanen an.

Weil dem Wettergotte, dem mächtigen Sohne des Odin, der „Donnerstag“ geweiht war, erhielt sich — nicht nur im Volke — der Glaube, daß es am Himmelfahrtstage (der ja stets auf einen Donnerstag fällt) „gewittern“ müsse, und da ihm alle Tiere, die eine rote Farbe an sich trugen, das Kotzelschlag, der Storch, die Rauchschnalze usw., geheiligt waren, durfte man dem Volksbrauch zufolge diese Tiere nicht töten, da sonst Donar den Tod „seiner Tiere“ bestrafen und den Blitz einschlagen lassen würde. Als Mittel gegen Gewittergefahr galten die rotfarbigen Pflanzen, die auch dem Donar gehörten, wie die Eberesche und das Johanniskraut, das in einzelnen Provinzen auch als „Donnerkraut“ bekannt ist. Wenn man in Schlesien die am Palmsonntag geweihten Palmenzweige als Bligableiter hinter das Muttergottesbild steckt — oder Zweige der Birke, die am Fronleichnamstage in der Kirche gestanden, wenn man in anderen Gegenden am Himmelfahrtstage in den Wald zieht, um „neunerlei“ Kräuter zu sammeln, die zu Kränzen gewunden, in Stube und Stall gegen Bliggefahr gehängt werden, so lassen diese Sitten — trotz der kirchlichen Weihe — darauf schließen, daß dieser Brauch heidnisch-germanischen Ursprungs ist und einst dem Donar galt, aber als harmloser Naturkultus von der Kirche beibehalten wurde, um den Altvordern liebgewordene Sitten zu lassen und sie der neuen Lehre leichter geneigt zu machen.

Die Altvordern glaubten, daß während der Wettergott im flammend roten Wagen durch die Lüfte fuhr, er seinen Hammer, der stets zu ihm zurückkehrte, auf die Erde schleuderte. Da nun auch der Hammer die Schwelle des Hauses heiligte und die Berührung mit ihm eine Jungfrau zur „bräutlichen Frau“ weihte, gilt in Pommern und Mecklenburg noch heute der Donnerstag als beliebter Hochzeitstag.

Die große Bedeutung des Gewitters für den Ackerbau beweisen die zahllosen Bauernregeln.

Gibt's Gewitter am Georgitag (23. April),
folgt gewiß viel Kälte nach.

Aber:

Viel Gewitter im Mai,
Singt der Bauer: Ruchhei!

Junigewitter sind erwünscht:

Gibt's im Juni Donnerwetter,
Dann wird das Getreide fetter.

Juligewitter sind natürlich:

Dem Sommer sind Gewitter keine Schande,
Sie nügen der Luft, mehr noch dem Lande.

Später liebt sie der Landmann nicht mehr:

Gewitter nach Bartholomäus (24. August)
Bringen nur Schaden und keinen Genuß.

Die Gewitter im September werden verschieden beurteilt, eines teils heißt es:

Sobald der September noch donnern kann,
Sehen die Bäume viel Blüten an . . .

andererseits:

Nach Septembertgewittern
Wird man vor Kälte zittern.

Jedenfalls lassen die Gewitter im Herbst auf vielen Schnee schließen, wie man mit Recht sagt:

Herbstgewitter prophezeit

Vielen Schnee zur Weihnachtszeit . . .

aber darum braucht man sie doch noch nicht zu fürchten. Der Landmann versichert:

Herbstgewitter bringen Schnee,
Doch dem nächsten Jahr kein Weh.

Auch im Sprichwort wird des Gewitters gedacht; sehr bezeichnend fährt mancher „mit einem Donnerwetter dazwischen“ — d. h. er klärt die schwüle Situation wie ein Gewitter die heiße Atmosphäre.

So spiegelt sich der tiefe Eindruck, den die so gewaltig erhabene Naturerscheinung von alters her auf die Menschen ausübte, noch heute in der deutschen Volksseele wider: so lebt in allem, was mit dem Gewitter zusammenhängt, der Nachhall des Gefühlslebens einer kulturhistorischen Vergangenheit. Trotz der Erfindung einer neueren Zeit, trotz des Bligableiters, benutzt das Volk noch gern die Mittel ferner Tage, seine Wohnung vor dem verheerenden Element zu schützen. Man soll es daran nicht hindern.

Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen.

Man soll sie ehren.

H. M. Witte.

Umschau.

* **Vom Wettergedächtnis.** „Dies Jahr will es aber auch gar nicht Frühling werden; einen so kalten April haben wir doch noch nie gehabt!“ Das sind Äußerungen, die man gerade jetzt immer wieder hört und die nur beweisen — wie schlecht unser Wettergedächtnis ist. Fast jedes Jahr beklagen wir uns über den späten Frühling; aber Tatsache ist, daß wenigstens drei von vier Frühlingen spät sind, oder vielmehr, daß nur ein Frühling unter vieren früh kommt, daß also die Frühlinge, die wir spät nennen, in Wirklichkeit normal sind. Ebenso wundern wir uns in jedem Jahr, daß das Wetter bis in den Dezember hinein so mild bleibt, während doch meistens der Schnee erst im Januar einsetzt und dafür im März und April eine fast so häufige Erscheinung ist wie im Januar. Auch die Frühlingsstürme erscheinen uns als eine besondere Härte der Natur, während sie doch nur ein natürlicher klimatischer Vorgang bei uns sind. Aus dem allen geht hervor, wie schlecht unser Wettergedächtnis ist. Man frage jemanden, wie das Wetter zu der gleichen Zeit im vergangenen Jahr war, und man kann mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß er es nicht wissen wird. Man lege sich selbst die gleiche Frage vor, und man wird finden, daß man selbst nichts mehr von der Witterung im Vorjahr weiß. Dieses schlechte Wettergedächtnis ist aber eine der Hauptursachen für unsere ewige Unzufriedenheit mit dem Wetter. Würden wir die Witterung vergangener Jahre besser im Gedächtnis behalten, wir würden nicht immer wieder so grenzenlos erstaunt sein, daß sich dieselben Erscheinungen stets von neuem wiederholen. Denn das, was wir als eine besondere Bosheit des Wettergottes empfinden, der Regen im April, die kalten Tage im Mai, sind ja häufig die Regel. Wenn wir uns an Wettererscheinungen erinnern, so sind es meist nicht die normalen, sondern die unnormalen. Daß das Jahr 1903 ein Rekordjahr an Regen und das Jahr 1911 ein Rekordjahr an Hitze war, das wird manchen dunkel im Bewußtsein sein, wenn er auch das genaue Datum nicht anzugeben vermag. Aber es ist wichtiger, daß wir uns an die durchschnittliche Witterung erinnern, als an die ungewöhnliche, und deshalb wäre es gut, wenn wir alle das Wetter besser im Gedächtnis behielten, was heute nur einige wenige als Sport betreiben.

* **Schonung des Kiebitzes.** Infolge der schlechten Jagdaufsicht und des großen Fleischmangels wurde dem Kiebitz und besonders seinen schmackhaften Eiern während des Krieges sehr lebhaft nachgestellt, und da dies hauptsächlich durch Unbefugte geschah, so ist dieser Vogel in manchen Teilen unseres Vaterlandes immer seltener geworden. Zu einer größeren Schonung dieses durch seinen schaufelnden Flug und seinen charakteristischen Ruf das Landschaftsbild belebenden Vogels, der zudem von großem Nutzen ist, wird im „St. Hubertus“ aufgefordert. Schon 1912 hat der Regierungspräsident zu Marienwerder eine Verordnung erlassen, in der er auf die Wichtigkeit des Kiebitzes für die Landwirtschaft hinwies. Es wäre nun wünschenswert, wenn durch die zuständigen Aufsichtsbehörden, durch Schulen und Vertrauenspersonen weitere Kreise aufgeklärt und von der unbefugten Verfolgung des Kiebitzes abgehalten würden. Es ist nämlich vielfach die irrtümliche Annahme verbreitet, daß jedermann zum Sammeln von Kiebitzeiern berechtigt sei. Dies ist aber nach der Gesetzgebung der meisten deutschen Bundesstaaten durchaus nicht der Fall. Das Erlegen von Kiebitzen ist ebenso wie das Sammeln von Kiebitzeiern nur den jagdberechtigten Personen erlaubt, und jedes Sammeln von Kiebitzeiern durch Nichtjagdberechtigte ist daher ein Jagdvergehen.